

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 29/3 (2002)

DOI: 10.11588/fr.2002.3.63074

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

fähige Grundlage. Im Zusammenhang gelesen, hätten sie eine veritable Einführung in die Sachthemen mit wissenschaftlichem Zuschnitt verkörpert, während in ihrer gegenwärtigen Form die Gefahr des Zerbröselns nicht von der Hand zu weisen ist. Die andere Alternative hätte darin bestanden, den Anteil der Quellentexte mehr oder minder beträchtlich zu erhöhen. Die separaten »Lectures« wären dadurch nicht gefährdet worden, wohl aber der begrenzte Umfang und der wohlfeile Preis des Bandes.

Wenngleich persönliche Einschätzungen mit Sparsamkeit und Zurückhaltung gebraucht werden, schreckt der Autor nicht prinzipiell davor zurück. An einigen Stellen sind abweichende Auffassungen denkbar, beispielshalber bei der starken Relativierung der »Dekadenz« der III. Republik in den dreißiger Jahren oder der sympathiedurchtränkten Würdigung der Regierung von Léon Blum, deren gute Absichten und positive Ansätze in der Sozialgesetzgebung im Hinblick auf bedenkliche Auswirkungen auf Wirtschaft und Finanzen von manchen wohl anders akzentuiert würden.

Die Auswahl der Details ist fast stets gelungen, denn die wesentlichen Facetten der komplizierten Handlungsstränge werden transparent. Warum die Frauenemanzipation nicht nur ein eigenes Kapitel bildet, sondern im Abschnitt über die Nachkriegszeit erneut auftaucht, ist nicht ohne weiteres plausibel. Die Einbeziehung des Faktors »Geschlecht« erscheint ohnehin als Konzession an den Zeitgeist, weil der Band ansonsten von außen- und innenpolitischen Aspekten dominiert wird. Selbstredend kann in einem problematisierenden Abriss keine enzyklopädische Schilderung erwartet werden. Darum ist es müßig, über ausgesparte Themenfelder im Bannkreis der ohnehin politisch determinierten Perspektive zu klagen: Es gelingt dem Autor durchaus, weiterführende Zusammenhänge in seine Erläuterungen einzubinden. Nach jedem Kapitel hat der Leser das Gefühl, in zentrale Elemente des Gegenstandes eingeführt worden zu sein, mag auch nicht jeder die Weitschweifigkeit billigen, mit der die Fraktionierungen der das Land erschütternden Dreyfus-Affäre beschrieben werden. Der unverfälschte Hauch der III. Republik ist demgegenüber ein laues Lüftchen geblieben. Ein essayistischer Versuch, die acht Schwerpunkte abschließend in eine analytische Gesamtbeurteilung der Epoche von 1870 bis 1940 münden zu lassen, hätte das Buch auch dann bereichert, wenn lediglich ein Rohbau überwölbenden Nachdenkens entstanden wäre. Für gezielte sachliche Information hat Fortescue einen vorzüglichen Zugang geschaffen, dessen Anspruch als Quellenbuch *sui generis* freilich nicht unwidersprochen bleiben kann.

Herbert ELZER, Andernach

René RÉMOND, Frankreich im 20. Jahrhundert. Erster Teil: 1918–1958. Zweiter Teil: 1958 bis zur Gegenwart, Stuttgart (DVA) 1995, 635 und 568 S. (Geschichte Frankreichs, 6).

Mit den beiden Teilbänden von René Rémond liegt die von Jean Favier herausgegebene sechsbändige »Geschichte Frankreichs« auch in deutscher Übersetzung vollständig vor. Der Altmeister der französischen Zeitgeschichte präsentiert souverän ein Jahrhundert französischer Geschichte, das vielleicht zu den aufregendsten und umstürzendsten der Historie Frankreichs gehört. Dabei kann er natürlich auf eine Fülle schon vorliegender Überblicksdarstellungen und Spezialstudien zurückgreifen. Und doch gelingt ihm eine ebenso anregende wie kenntnisreiche Darstellung, die deutlich eigene Akzente setzt. Das gilt für die Form: In seltener Könnerschaft wechseln analytische, deutende und erzählende Passagen einander ab. Das gilt aber auch für den Inhalt: Über die Ausbreitung der historischen Fakten vergißt Rémond nicht, die *forces profondes* offenzulegen, also jene tiefliegenden Gegebenheiten und Zusammenhänge der ökonomischen, politischen und soziokulturellen Entwicklung Frankreichs. Gleichzeitig runden zwei Kapitel von Jean-François SIRINELLI über Kunst und Kultur – nicht nur in ihrer Hochform, sondern auch in ihren populäreren Varianten – die Darstellung ab, die somit eine Art *histoire totale* Frankreichs im 20. Jh. liefert.

Ihre Gliederung folgt aus guten Gründen der politischen Chronologie. Entsprechend teilt sich der erste Band in drei große Kapitel: die Zwischenkriegszeit 1918–1939, die Zeit des Zweiten Weltkriegs 1939–1946 und die Vierte Republik 1947–1958. Zunächst verdeutlicht Rémond die Zäsur des Kriegsendes 1918 – sowohl im Hinblick auf die einheitsstiftende Bedeutung des 11. Novembers als auch in puncto Kriegsfolgen. Der hohe Blutzoll prägt die demographische Entwicklung Frankreichs bis in die Gegenwart. Hinzu kamen die materiellen Zerstörungen, die dem Verlust der gesamten französischen Produktion zweier Jahre entsprach. Entsprechend standen die kommenden Jahre unter dem Primat des Wiederaufbaus, aber auch der Sicherheit vor Deutschland, wobei die französischen Regierungen zunächst auf Kontrolle und Sanktionen setzten, in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre aber zunehmend zur Verständigung und Zusammenarbeit übergingen. Dem entzog dann das nationalsozialistische Hegemonialstreben jede Grundlage. Rémond weist überzeugend nach, daß die Mehrheit der Franzosen einen neuen Krieg mit dem Nachbarn jenseits des Rheins nicht defaitistisch ablehnte. Marcel Déats Suggestivfrage »Mourir pour Dantzig?« entsprach nicht der Überzeugung der meisten Franzosen, wie erste Meinungsumfragen Ende der dreißiger Jahre belegen. Und auch innenpolitisch war das Land durchaus gefestigt: Ungeachtet der Weltwirtschaftskrise, die auch Frankreich in den dreißiger Jahren erfaßte, gelang es, radikale Kräfte auf der Rechten – u. a. die Feuerkreuzler – und der Linken – vor allem die Kommunisten – in den nationalen Konsens einzubinden.

Erst die katastrophale Niederlage des Frühjahrs 1940 erschütterte Frankreich in seinen Grundfesten. Rémond sieht zwar in der vorangegangenen *Drôle de guerre* durchaus eine gewisse Logik, die auf die langfristige militärische und wirtschaftliche Überlegenheit der Alliierten gegenüber Deutschland setzte. Doch spätestens im Mai 1940 erwies sich diese Strategie als verhängnisvoll und stürzte das französische Volk in den Strudel von Niederlage, Flucht und Besetzung. In seiner differenzierten, Licht und Schatten einfangenden Darstellung, zeigt Rémond, wie sehr Marschall Philippe Pétain für viele Franzosen einfach eine integre und überzeugende Führungsgestalt war, die den Weg aus dem Alptraum des Sommers 1940 zu weisen schien, während das »Freie Frankreich« von General Charles de Gaulle einen wenig vertrauenswürdigen Wechsel auf die Zukunft bedeutete, den nur eine verschwindende Minderheit zu zeichnen wagte. Indes diskreditierte sich das Vichy-Régime zunehmend, auch wenn es nach Ansicht Rémonds selbst nicht wirklich faschistisch gewesen ist. In der Mehrheit der Bevölkerung hielt sich über die Jahre, so der Autor, der Wunsch nach einem Sieg der Alliierten. Das – und nicht reiner Opportunismus – erklärt für ihn die Begeisterung, mit de Gaulle im August 1944 in Paris empfangen wurde.

Seine Fähigkeit zur einfühlsamen Analyse demonstriert Rémond auch bei seiner Darstellung der Vierten Republik. Er würdigt ihr wirtschaftliches Konsolidierungswerk, verweist auf ihren Modernisierungsschub und betont die Leistungsfähigkeit ihres politischen Systems, das erst angesichts der außergewöhnlichen Herausforderung des Algerienkriegs versagte, weil dieser nach einer Ausnahmegehalt wie de Gaulle verlangte. Dessen Rückkehr an die politische Macht bildet den Beginn des zweiten Teilbandes, der sich wiederum in das »Prinzipat« des Generals 1958 bis 1969 bzw. die Regierungszeit seiner drei Nachfolger – Georges Pompidou, Valéry Giscard d'Estaing und François Mitterrand – bis 1991 gliedert. Für Rémond waren diese gut drei Jahrzehnte der Fünften Republik in puncto politischer Stabilität, wirtschaftlicher Dynamik und sozialem Fortschritt eine französische Erfolgsgeschichte. De Gaulles Erbe wurde ein Teil des nationalen Konsens, dem auch jene sich verpflichtet fühlten – und fühlen –, die den Regierungsantritt und die Politik des Generals einst bekämpft haben. Vor diesem Hintergrund ist Rémond auch für die Zukunft optimistisch. Trotz eines rasanten Wandels sieht er die französische Nationalgeschichte mit ihren Höhen und Tiefen als ein tragfähiges Fundament andauernder nationaler Identität an. Bereits in seiner Einleitung gesteht er »eine beinahe brüderliche Zuneigung für die etwa achtzig oder neunzig Millionen Männer und Frauen, die während dieser siebzig Jahre in Frankreich leb-

ten, litten, arbeiteten und liebten«. Und in seiner Schlußbetrachtung zitiert er zustimmend den letzten Satz aus de Gaulles *Mémoires de guerre*: »Altes Frankreich, überladen von Geschichte, verwundet von Kriegen und Revolutionen, im dauernden Auf und Ab zwischen Größe und Niedergang wechselnd, aber von Jahrhundert zu Jahrhundert vom Geist der Erneuerung wieder aufgerichtet«. Die Tatsache, daß die Franzosen trotz aller Auseinandersetzungen gerade im 20. Jh. auf bestimmte Ereignisse mehrheitlich doch wieder gleich reagierten – auf den Sieg 1918, die Kriegserklärung von 1939, die Niederlage im Juni 1940, die Befreiung Frankreichs 1944, den Tod de Gaulles 1970 –, belegt für Rémond die Kohäsionskräfte des französischen Volkes. Im reichen kollektiven Gedächtnis Frankreichs und dem historisch geschmiedeten Gemeinschaftsgefühl der Franzosen sieht er trotz Globalisierung und Integration die beste Gewähr für eine andauernde Erhaltung französischer Lebensart und Mentalität. Diese beneidenswerte Selbstgewißheit scheint zumindest aus deutscher Perspektive typisch französisch, und überhaupt mutet es an, als könne nur ein französischer Historiker eine derartige Geschichte seines Landes schreiben: Die französische *nation une et indivisible* hat hier ihre *histoire une et indivisible* erhalten. Das mag den einen oder anderen zum Widerspruch herausfordern, doch vielleicht ist das nur eine weitere Stärke dieser magistralen Darstellung.

Reiner MARCOWITZ, Dresden

Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten, hg. von Bernd WEGNER in Verbindung mit Ernst Willi HANSEN, Kerstin REHWINKEL und Matthias REISS, Paderborn (Schöningh) 2000, 378 S. (Krieg in der Geschichte, 4).

Seit ihren Anfängen beschäftigen sich Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft auch mit der Frage, wie Kriege entstehen und welche Ursachen sie haben. Auch in der historischen Kriegs- und Konfliktforschung sowie der historischen Friedensforschung wird den Staatenkonflikten wieder ein breiterer Raum eingeräumt. Der hier vorzustellende Sammelband geht auf eine Ringvorlesung an der Hamburger Universität der Bundeswehr, die 1996 veranstaltet wurde, zurück und vereint 13 für den Druck überarbeitete Beiträge von ausgewiesenen Historikern und Politikwissenschaftlern. Dabei geht es nicht um »den« Krieg an sich, sondern behandelt wird in erster Linie »eine spezifische historische Konfiguration des Krieges: der zwischenstaatliche Gewaltkonflikt unter den Bedingungen der europäischen Neuzeit« (S. 18).

Der Band ist in drei Abschnitte gegliedert, wobei »Kriegsausbrüche« von der griechischen und römischen Antike bis zu den Kriegen auf dem Balkan am Ende des 20. Jhs. untersucht werden. Hier können nur einzelne Abhandlungen herausgegriffen werden. Im ersten Abschnitt über die Vorgeschichte neuzeitlicher Staatenkonflikte behandelt Loretana DE LIBERO »Antike Wege in den Krieg« mit einem Schwerpunkt auf dem klassischen Athen (Sizilische Expedition) und auf Rom (II. Makedonischer Krieg); Norbert OHLER gibt einen informativen Überblick über Kriege im Mittelalter, weniger jedoch über deren Ursachen.

Mit acht Beiträgen am umfangreichsten gehalten ist der zweite Abschnitt, der die Genese der großen europäischen Kriege seit dem 17. Jh. zum Thema hat. Johannes BURKHARDT verdeutlicht in seinem anregenden Aufsatz über den Dreißigjährigen Krieg, daß die doppelte frühneuzeitliche Institutionalisierungsproblematik der Konfessionsbildung und der Staatsbildung zentrale Konfliktebenen dieses Krieges ausmachte: Führte die »strukturelle Intoleranz der frühen Konfessionsbildungen« zu Religionskriegen, so hatte »der Aufbau der Staatsgewalt in Konkurrenz zum Machtanspruch anderer politischer Gewalten« den hier besonders akzentuierten Staats- bzw. Staatenbildungskrieg zur Folge (S. 68). Eine Unterscheidung von innen- und außenpolitischen Kriegsursachen wäre somit ein Anachronismus, zumal erst der Westfälische Frieden »das neue Modell der Zwischenstaatlichkeit« (S. 84) installiert